

Unverkäufliche Leseprobe



Anthony Doerr
Alles Licht, das wir nicht sehen
Roman

Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence
519 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-66751-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13664955>

Eins

1934

Muséum national d'Histoire naturelle

Marie-Laure LeBlanc ist eine große, sommersprossige Pariser Sechsjährige mit schnell abnehmendem Sehvermögen, als ihr Vater sie auf eine Kinderführung durch das Museum schickt, in dem er arbeitet. Der Führer ist ein buckliger alter Aufseher, selbst kaum größer als die Kinder. Er klopft mit der Spitze seines Stocks auf den Boden, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen, und führt die ihm anvertraute Schar durch den Park in die Ausstellungsräume.

Die Kinder sehen Technikern zu, wie sie den versteinerten Oberschenkelknochen eines Dinosauriers mit Flaschenzügen anheben. Sie bestaunen eine ausgestopfte Giraffe, deren Rückenfell langsam dünner wird, sehen in die Schubladen eines Präparators voller Federn, Klauen und Glasaugen und blättern durch zweihundert Jahre alte Herbariumsblätter mit Orchideen, Gänseblümchen und fremdartigen Kräutern.

Schließlich steigen sie die sechzehn Stufen zum Mineraliensaal hinauf. Der Führer zeigt ihnen Achat aus Brasilien, violette Amethyste und einen Meteoriten mit winzigen weißen Einschlüssen, der auf einem Sockel liegt und, so heißt es, so alt wie das Sonnensystem selbst ist. Anschließend führt er sie im Gänsemarsch zwei Wendeltreppen und verschiedene Korridore hinunter und bleibt vor einer Eisentür mit einem einzelnen Schlüsselloch stehen. «Das ist das Ende der Führung», sagt er.

Ein Mädchen fragt: «Und was ist hinter der Tür da?»

«Hinter dieser Tür ist eine andere verschlossene, etwas kleinere Tür.»

«Und was ist hinter der?»

«Eine dritte verschlossene Tür, die wiederum etwas kleiner ist.»

«Und dahinter?»

«Eine vierte Tür, und eine fünfte, und so geht es immer weiter, bis zur dreizehnten, die ebenfalls verschlossen und nicht größer als ein Schuh ist.»

Die Kinder beugen sich vor. «Und dann?»

«Hinter der dreizehnten Tür», sagt der Führer und fährt mit seinen unglaublich faltigen Händen durch die Luft, «liegt das Meer der Flammen.»

Verblüffung. Unruhe.

«Kommt schon, habt ihr noch nie vom Meer der Flammen gehört?»

Die Kinder schütteln die Köpfe. Marie-Laure blinzelt zu den in drei Meter Abstand von der Decke hängenden nackten Glühbirnen hinauf. Um jede von ihnen rotiert in ihren Augen eine regenbogenfarbene Aureole.

Der Führer hängt sich den Stock an das Handgelenk und reibt sich die Hände. «Das ist eine lange Geschichte. Wollt ihr sie dennoch hören?»

Sie nicken.

Er räuspert sich. «Vor Hunderten von Jahren, auf einer Insel, die wir heute Borneo nennen, fand ein Prinz einen blauen, sehr hübschen Stein in einem ausgetrockneten Flussbett, aber auf dem Weg zurück zu seinem Palast wurde er von Reitern angegriffen, die ihm ein Messer ins Herz stießen.»

«Ins Herz?»

«Ist das eine wahre Geschichte?»

Ein Junge sagt: «Pssst.»

«Die Diebe stahlen seine Ringe, sein Pferd, alles. Aber weil er den kleinen blauen Stein fest in der Hand hielt, fanden sie ihn nicht. Und der sterbende Prinz schaffte es, bis nach Hause zu kriechen. Dort verlor er das Bewusstsein und regte sich zehn Tage nicht. Am zehnten Tag dann richtete er sich zum Erstaunen seiner Pflegerinnen auf, öffnete die Hand, und da war der Stein.

Die Ärzte des Sultans sagten, es sei ein Wunder, dass der Prinz eine so schlimme Verwundung überlebt habe, und die Pflegerinnen meinten, der Stein müsse heilende Kräfte haben. Die Juweliere des Sultans sagten etwas anderes, nämlich, dass der Stein der größte Rohdiamant sei, den je ein Mensch gesehen habe. Ihr begabtester Edelsteinschleifer verbrachte achtzig Tage damit, ihn zu schleifen, und als er fertig war, leuchtete der Diamant blau wie das tropische Meer, doch in seinem Kern trug er etwas Rotes, wie eine Flamme in einem Tropfen Wasser. Der Sultan ließ den Diamanten für den Prinzen in eine Krone fassen, und man sagte, wenn der junge Prinz auf seinem Thron sitze und die

Sonne auf ihn falle, blende der Stein seine Besucher so sehr, dass sie nicht mehr zwischen seiner Gestalt und dem Licht selbst zu unterscheiden wüssten.»

«Sind Sie sicher, dass das wahr ist?», fragt ein Mädchen.

«Pssst», sagt der Junge.

«Der Stein wurde als das Meer der Flammen bekannt. Einige glaubten, der Prinz sei ein Gott, und solange er den Stein besitze, könne er nicht getötet werden. Doch dann geschah etwas Merkwürdiges: Je länger der Prinz seine Krone trug, desto mehr schwand sein Glück. Nach einem Monat verlor er zwei Brüder, der eine ertrank, der andere wurde von einer Schlange gebissen. Nach sechs Monaten starb sein Vater an einer Krankheit, und um alles noch schlimmer zu machen, berichteten die Kundschafter des Sultans, im Osten sammelte sich eine riesige Armee.

Der Prinz rief die Berater seines Vaters zusammen. Alle sagten, er solle sich auf einen Krieg vorbereiten, alle bis auf einen, einen Priester, der sagte, die Göttin der Erde sei ihm im Traum erschienen und habe ihm erklärt, sie habe das Meer der Flammen ihrem Geliebten, dem Gott des Meeres, zum Geschenk machen und ihm mit dem Fluss schicken wollen. Aber der Fluss trocknete aus, der Prinz nahm den Stein, und die Göttin geriet in Wut. Sie verfluchte den Stein und den, der ihn für sich behielt.»

Alle Kinder beugten sich vor, Marie-Laure genau wie die anderen.

«Der Fluch besagte Folgendes: Wer immer den Stein besitze, solle ewig leben, aber die, die er liebe, solle als Preis dafür das Unglück in einer nicht enden wollenden Folge treffen.»

«Er soll ewig leben?»

«Erst, wenn er den Diamanten ins Meer werfe und ihn damit seinem rechtmäßigen Empfänger übergebe, werde die Göttin den Fluch aufheben. Drei Tage und drei Nächte lang überlegte der Prinz, der jetzt der Sultan war, und beschloss am Ende, den Stein zu behalten. Er hatte ihm das Leben gerettet, und der Prinz glaubte, so sei er unangreifbar. Dem Priester ließ er die Zunge aus dem Mund schneiden.»

«Autsch», sagte der kleinste Junge.

«Was für ein Fehler», sagte das größte Mädchen.

«Die Invasoren kamen», fuhr der Aufseher fort, «zerstörten den Palast und töteten jeden, den sie fanden. Der Prinz wurde nicht wieder

gesehen, und zweihundert Jahre lang hörte niemand mehr etwas vom Meer der Flammen. Einige sagten, der Diamant sei in viele kleinere Steine zerteilt worden, andere meinten, der Prinz trage ihn noch immer, und dass er in Japan oder Persien sei, ein einfacher Bauer, der nicht älter zu werden scheine.

So fiel das Meer der Flammen aus der Geschichte. Bis eines Tages, vor nicht allzu langer Zeit, einem französischen Diamantenhändler auf einer Reise zu den Golconda-Minen in Indien ein mächtiger, tropfenförmig geschliffener Diamant gezeigt wurde. Einhundertdreißig Karat. Von fast vollkommener Klarheit. Groß wie ein Taubenei, schrieb er, so blau wie das Meer, und mit einem roten Flackern im Herzen. Er fertigte einen Abguss von dem Stein an und schickte ihn an einen juwelenverrückten Herzog in Lothringen, mit einer Warnung, was die Gerüchte um einen Fluch anging. Aber der Herzog wollte den Diamanten unbedingt besitzen. Also brachte der Händler ihn nach Europa, und der Herzog ließ ihn in den Griff eines Gehstocks einfassen und nahm ihn überall hin mit.

«Uuh.»

«Innerhalb eines Monats zog sich die Herzogin eine Halskrankheit zu. Zwei ihrer liebsten Bediensteten fielen vom Dach und brachen sich das Genick. Dann kam der einzige Sohn des Herzogs bei einem Reitunfall um. Obwohl alle sagten, der Herzog selbst sehe besser aus denn je, fürchtete er sich, aus dem Haus zu gehen oder Besucher zu empfangen, und war am Ende überzeugt, sein Diamant sei tatsächlich das verwünschte Meer der Flammen. Er bat den König, ihn in seinem Museum zu verschließen, und zwar tief in einer eigens gebauten Kammer, die zweihundert Jahre lang nicht geöffnet werden dürfe.»

«Und?»

«Seitdem sind einhundertsechundneunzig Jahre vergangen.»

Die Kinder bleiben einen Moment lang stumm. Einige zählen mit den Fingern, dann heben alle gleichzeitig die Hand. «Dürfen wir ihn sehen?»

«Nein.»

«Nicht mal die erste Tür öffnen?»

«Nein.»

«Haben *Sie* ihn gesehen?»

«Nein.»

«Woher wissen Sie dann, dass er wirklich da drinnen ist?»

«Ihr müsst die Geschichte glauben.»

«Wie viel ist er wert, Monsieur? Könnte man damit den Eiffelturm kaufen?»

«Höchstwahrscheinlich könnte man mit einem so großen und seltenen Diamanten fünf Eiffeltürme kaufen.»

Sie schnappen nach Luft.

«Sind all die Türen dazu da, dass ihn kein Dieb stehlen kann?»

«Vielleicht», sagt der Führer und zwinkert ihnen zu, «sollen sie auch verhindern, dass der Fluch herauskommen kann.»

Die Kinder verstummen. Zwei, drei weichen einen Schritt zurück.

Marie-Laure nimmt die Brille ab, und die Welt verliert ihre Form. «Warum», sagt sie, «nimmt nicht jemand den Diamanten und wirft ihn ins Meer?»

Der Führer sieht sie an. Die anderen Kinder sehen sie ebenfalls an. «Wann», fragt einer der älteren Jungen, «hast du das letzte Mal jemanden fünf Eiffeltürme ins Meer werfen sehen?»

Lachen. Marie-Laure runzelt die Stirn. Es ist eine einfache Eisentür mit einem Schlüsselloch aus Messing.

Die Führung ist vorbei, die Kinder zerstreuen sich, und Marie-Laure trifft ihren Vater in der großen Ausstellungshalle. Er rückt ihr die Brille zurecht und zupft ihr ein Blatt aus den Haaren. «War es schön, *ma chérie*?»

Ein kleiner brauner Haussperling fliegt von einem der Deckenbalken herab und landet vor ihr auf den Fliesen. Marie-Laure streckt ihre geöffnete Hand aus. Der Sperling neigt den Kopf und überlegt. Dann flattert er davon.

Einen Monat später ist sie blind.

Zollverein

Werner Hausner wächst fünfhundert Kilometer nordöstlich von Paris auf dem Gelände der Zeche Zollverein auf, einem viertausend Morgen großen Kohlebergbaukomplex außerhalb von Essen. Die Gegend lebt von Stahl und Kohle, die Erde ist voller Löcher. Schornsteine rauchen, Lokomotiven pendeln auf erhöhten Trassen, und auf Abrauhalden stehen kahle Bäume wie skelettierte Hände, die sich aus der Unterwelt herausrecken.

Werner und seine jüngere Schwester Jutta leben im «Kinderhaus», einem zweistöckigen verklinkerten Waisenhaus in der Viktoriastraße, dessen Räume vom Husten kranker Kinder und dem Schreien Neugeborener widerhallen. In ramponierten Truhen schlummern die letzten Besitztümer verstorbener Eltern, ausgebesserte Kleider, angelaufene Familienbestecke, verblichene Ambrotypen von Vätern, die von den Schächten verschluckt wurden.

Werners früheste Jahre sind die magersten. Draußen vor den Toren der Zeche streiten sich Männer um Arbeit, Hühnereier kosten zwei Millionen Reichsmark pro Stück, und das rheumatische Fieber streicht wie ein Wolf ums Kinderhaus. Es gibt weder Butter noch Fleisch, und auch Obst nur mehr in der Erinnerung. Während der schlimmsten Monate hat die Leiterin des Waisenhauses an manchen Abenden nichts als Kekse aus Senfpuder und Wasser für ihre zwölf Schutzbefohlenen.

Aber der siebenjährige Werner scheint zu schweben. Er ist zu klein für sein Alter, seine Ohren stehen ab, und seine Stimme ist hoch und lieb. Das Weiß seines Haars lässt die Leute auf der Straße innehalten. Schnee, Milch und Kreide. Eine Farbe ohne jede Farbe. Jeden Morgen schnürt er sich die Schuhe, stopft sich gegen die Kälte Zeitungen in den Mantel und macht sich daran, die Welt zu befragen. Er fängt Schneeflocken, Kröten, weckt Frösche aus dem Winterschlaf und schwatzt Bäckern, die nichts zu verkaufen haben, Brot ab. Regelmäßig taucht er mit frischer Milch für die Babys in der Küche auf. Und er bastelt Dinge: Papierschachteln, einfache Doppeldecker und Spielzeugboote mit funktionierenden Rudern.

Alle paar Tage verblüfft er die Leiterin mit einer unbeantwortbaren Frage: «Warum kriegen wir Schluckauf, Frau Elena?»

«Wenn der Mond so groß ist, Frau Elena, warum sieht er dann so klein aus?»

«Frau Elena, weiß eine Biene, dass sie sterben wird, wenn sie jemanden sticht?»

Frau Elena ist eine protestantische Nonne aus dem Elsass und mag die Kinder mehr als das Beaufsichtigen. Sie singt mit greller Falsettstimme französische Volkslieder, hat eine Schwäche für Sherry und schläft oft im Stehen ein. Manchmal lässt sie die Kinder abends länger aufbleiben und erzählt ihnen auf Französisch Geschichten aus ihrer Kindheit in einem an die Berge geschmiegt Haus, das Dach meterhoch mit Schnee bedeckt, mit einem städtischen Ausrufer, in der Kälte dampfenden Bachläufen und reifbedeckten Weinreben. Geschichten aus einer weihnachtlichen Bilderbuchwelt.

«Können taube Menschen ihr Herz schlagen hören, Frau Elena?»

«Warum klebt Kleber nicht in der Tube fest, Frau Elena?»

Sie lacht, fährt Werner durchs Haar und flüstert: «Sie werden sagen, dass du zu klein bist, Werner, dass dir die Herkunft fehlt und du keine großen Träume hegen sollst. Aber ich glaube an dich. Ich glaube, du wirst einmal etwas Großes tun.» Dann schickt sie ihn in das kleine Bett, das er oben auf dem Dachboden für sich reklamiert hat, direkt unter dem Fenster.

Manchmal zeichnen er und Jutta. Seine Schwester kommt zu Werners Bett geschlichen, und sie liegen nebeneinander auf dem Bauch und reichen den Bleistift hin und her. Jutta ist zwei Jahre jünger, aber die Talentiertere. Am liebsten zeichnet sie Paris, eine Stadt, die sie von einer einzigen Fotografie kennt. Das Foto ist hinten auf einem der Liebesromane von Frau Elena: mit Mansardendächern, vernebelten großen Häusern und der Eisenkonstruktion eines fernen Turmes. Sie zeichnet sich verdrehende weiße Wohnblöcke, komplizierte Brücken und Menschen links und rechts des Ufers.

An anderen Tagen zieht Werner seine Schwester in einem selbst gebauten Bollerwagen über das Zechengelände. Sie rattern über lange Kieswege an Hütten, brennenden Tonnen und entlassenen Kumpeln vorbei, die reglos wie Statuen dahocken. Regelmäßig verlieren sie eines der Räder, und Werner kniet sich geduldig hin und befestigt es

wieder an der Achse. Um sie herum strebt die zweite Schicht in die Gebäude, während die Arbeiter der ersten Schicht gebückt, müde und mit blauen Nasen nach Hause trotten, die Gesichter unter den Helmen wie geschwärzte Totenschädel. «Hallo», piepst Werner, «guten Tag», doch die Bergleute ziehen für gewöhnlich wortlos an ihm vorbei, vielleicht sehen sie ihn nicht einmal. Sie halten den Blick auf den Schmutz des Weges gerichtet, und der wirtschaftliche Zusammenbruch Deutschlands schwebt über ihnen wie die strenge Geometrie der Fördertürme.

Werner und Jutta durchsuchen schimmernde Haufen schwarzen Staubs und klettern auf die Gerippe verrostender Maschinen. Sie reißen Beeren aus Brombeergestrüpp und pflücken Löwenzahn. Manchmal finden sie Kartoffelschalen oder Möhrengrün in Mülleimern, dann wieder sammeln sie Papier, auf dem sich malen lässt, und alte Zahnpastatuben, deren Reste zu Kalk getrocknet werden können. Hin und wieder zieht Werner seine Schwester zu Schacht 9, der größten der Schachtanlagen, in Lärm gehüllt, leuchtend wie die Zündflamme mitten in einem Gasofen. Ein fünf Stockwerke hoher Förderturm erhebt sich über dem Schacht, Trossen schwingen, Hämmer schlagen, Männer rufen, und zu allen Seiten hin erstrecken sich Bauten und Geschäftigkeit. Sie sehen die Loren aus der Erde fahren, und aus dem Schuppen kommen die Kumpel mit ihren Henkelmännern und streben Richtung Aufzug wie Insekten, die in eine Lichtfalle gehen.

«Da unten», flüstert Werner seiner Schwester zu. «Da unten ist Vater gestorben.»

Und wenn es dunkel wird, zieht Werner die kleine Jutta wortlos zwischen den eng beieinanderstehenden Wohnhäusern der Zeche hindurch. Zwei Kinder mit schneeweißem Haar bewegen sich durch eine Rußlandschaft und tragen ihre armseligen Schätze in die Viktoriastraße 3, wo Frau Elena in den Kohlofen starrt und mit müder Stimme ein französisches Wiegenlied singt, während ihr ein kleines Kind an der Schürze zieht und ein anderes in ihren Armen heult.

Schlüssel

Angeborener grauer Star. Beidseitig. Unheilbar. «Kannst du das sehen?», fragen die Ärzte. «Kannst du das sehen?» Marie-Laure wird für den Rest ihres Lebens blind sein. Orte, die ihr einst vertraut waren – die Vierzimmerwohnung, in der sie mit ihrem Vater lebt, der kleine baumgesäumte Platz am Ende ihrer Straße –, sind zu Labyrinth voll Gefahren geworden. Schubladen sind nie da, wo sie sein sollten. Die Toilette ist ein Abgrund. Ein Glas Wasser steht zu nahe oder zu weit weg, und ihre Finger sind zu groß, immer zu groß.

Was ist Blindheit? Wo eine Mauer sein sollte, greifen ihre Hände ins Leere. Wo nichts sein sollte, läuft sie gegen einen Tisch. Autos brummen durch die Straßen, Blätter flüstern am Himmel, Blut rauscht durchs Innenohr. Auf der Treppe, in der Küche, selbst neben ihrem Bett reden Erwachsenenstimmen von Verzweiflung.

«Das arme Kind.»

«Der arme Monsieur LeBlanc.»

«Er hat's nie leicht gehabt, weißt du. Im Krieg ist sein Vater gestorben, seine Frau im Kindbett. Und jetzt das?»

«Als läge ein Fluch auf ihnen.»

«Sieh sie an. Sieh ihn an.»

«Er sollte sie weggeben.»

Es sind Monate der Verletzungen und des Elends. Zimmer neigen sich wie Segelboote zur Seite, halb geöffnete Türen schlagen Marie-Laure ins Gesicht. Ihre einzige Zuflucht ist ihr Bett, den Saum der Decke am Kinn, während ihr Vater auf dem Stuhl neben ihr noch eine Zigarette raucht und eines seiner winzigen Modelle schnitzt. Der kleine Hammer macht tock, tock, tock, und das Sandpapier lässt ein rhythmisches, beruhigendes Reiben hören.

Die Verzweiflung dauert nicht an. Marie-Laure ist zu jung und ihr Vater zu geduldig. Es gibt keine Flüche, versichert er ihr. Man kann Glück haben oder auch Pech, eine leichte Neigung der Tage zu Erfolg oder Scheitern erleben: Flüche gibt es nicht.

An sechs Tagen der Woche weckt er sie vor Sonnenaufgang, und sie hält die Arme in die Höhe, während er sie anzieht. Strümpfe, Kleid, Pullover. Wenn genug Zeit ist, lässt er sie versuchen, sich die Schuhe selbst zuzubinden. Anschließend trinken sie in der Küche gemeinsam eine Tasse Kaffee, heiß, stark und mit so viel Zucker, wie sie möchte.

Um zwanzig vor sieben holt sie ihren weißen Stock aus der Ecke, schiebt einen Finger hinter den Gürtel ihres Vaters und folgt ihm drei Stockwerke nach unten und sechs Straßen weiter ins Museum.

Um Punkt sieben schließt er den Eingang Nr. 2 auf. Drinnen riecht es vertraut nach den Farbbändern von Schreibmaschinen, nach gewachsenen Böden und Felsenstaub. Auch ihre Schritte durch die große Ausstellungshalle klingen vertraut. Ihr Vater begrüßt einen Nachwächter, einen Aufseher, und sie erhalten jeweils die gleichen zwei Worte zur Antwort: «*Bonjour, bonjour.*»

Zweimal nach links, einmal nach rechts. Das Schlüsselbund ihres Vaters klimpert, ein Schloss öffnet sich, ein Tor schwingt auf.

In der Schlüsselausgabe, die gleichzeitig die Werkstatt ihres Vaters ist, stehen sechs Schränke mit Glastüren, in denen Tausende eiserne Schlüssel hängen. Es gibt Rohlinge und Generalschlüssel, Tonnen-schlüssel und Schlüssel mit alten, viktorianischen Räten, Aufzug-schlüssel und Schrank-schlüssel. Schlüssel so lang wie Marie-Laures Unterarm und andere, kürzer als ihr Daumen.

Marie-Laures Vater ist für sämtliche Schlösser des Muséum national d'Histoire naturelle verantwortlich. Er schätzt, dass es im gesamten Museumskomplex, den Werkstätten, Magazinen, vier öffentlichen Museen, der Menagerie, den Gewächshäusern und dem Jardin des Plantes mit seinen Heilkräutern, Schmuckpflanzen, Toren und Pavillons etwa zwölftausend Schlösser gibt. Niemand sonst hat den Überblick, um ihm widersprechen zu können.

Den ganzen Morgen steht er am Eingang der Schlüsselausgabe und händigt den Angestellten ihre Schlüssel aus. Erst kommen die Tierpfleger, dann die Verwaltungsangestellten, die gegen acht Uhr hereineilen. Ihnen folgen die Techniker, Bibliothekare und wissenschaftlichen Assistenten, die Wissenschaftler selbst trudeln zuletzt ein. Alles ist nummeriert und mit Farben gekennzeichnet. Jeder Angestellte, vom Aufseher bis zum Direktor, muss seine Schlüssel immer bei sich haben. Niemand darf sie mit aus dem Museum nehmen, noch dürfen

sie auf einem Schreibtisch liegen bleiben. Schließlich besitzt das Museum unschätzbar wertvolle Jade aus dem dreizehnten Jahrhundert, Cavansit aus Indien und Rhodochrosit aus Colorado, und hinter einem von Marie-Laures Vater gefertigten Schloss steht eine florentinische, aus Lapislazuli geformte Apothekenschüssel, die jedes Jahr Experten aus Tausenden Kilometern Entfernung anlockt.

Ihr Vater stellt sie auf die Probe. Ist das hier ein Schlüssel für einen Tresorraum oder ein Vorhängeschloss, Marie? Für einen Schrank oder ein Bolzenschloss? Er fragt sie nach den Plätzen bestimmter Schlüssel, nach den Inhalten der Schränke. Ständig legt er ihr etwas Unerwartetes in die Hände: eine Glühbirne, einen versteinerten Fisch, eine Flamingofeder.

Jeden Morgen, auch sonntags, setzt er sie für eine Stunde hinter ihr Lehrbuch für Blindenschrift. Das *A* ist ein Punkt in der oberen Ecke, das *B* sind zwei Punkte übereinander. *Jean. Geht. Zum. Bäcker. Jean. Geht. Zum. Käseladen.*

Nachmittags nimmt er sie auf seinen Rundgang mit. Er ölt Riegel, repariert Schränke, poliert Wappen und führt sie durch einen Korridor und einen Ausstellungsraum nach dem anderen. Enge Durchgänge öffnen sich in riesige Bibliotheken, durch Glastüren gelangen sie in Gewächshäuser, in denen es intensiv nach Humus, nassen Zeitungen und Lobelien riecht. Es gibt Schreinerwerkstätten, Präparatorienstudios, endlose Regalmeter und Artenschubladen, ganze Museen innerhalb des Museums.

Manchmal lässt er Marie-Laure nachmittags bei Dr. Geffard, einem alternden Weichtierspezialisten, dessen Bart nach nasser Wolle riecht. Dr. Geffard legt dann seine Arbeit zur Seite, ganz gleich, was es ist, öffnet eine Flasche Malbec und erzählt Marie-Laure mit seiner flüsternden Stimme von den Riffen, die er als junger Mann besucht hat, vor den Seychellen, vor Belize und Sansibar. Er nennt seine Besucherin Laurette und isst jeden Tag um drei eine gebratene Ente. Sein Kopf beherbergt eine scheinbar unendliche Anzahl zweigliedriger lateinischer Namen.

An der hinteren Wand in Dr. Geffards Laboratorium stehen Schränke mit mehr Schubladen, als Marie-Laure zählen kann, und er lässt sie eine nach der anderen öffnen und die Schalentiere daraus in die Hände nehmen: Wellhornschncken, Olivenschncken, *Volutas*

imperiales aus Thailand, Teufelskrallen aus Indonesien – das Museum besitzt mehr als zehntausend Arten, das sind über die Hälfte der bekannten Arten der Welt, und Marie-Laure befühlt den Großteil von ihnen.

«Dieses Haus hier, Laurette, gehörte einmal einer Veilchenschnecke. Sie ist blind und verbringt ihr Leben an der Meeresoberfläche. Sobald sie in den Ozean gerät, wühlt sie das Wasser auf und erzeugt viele, viele kleine Bläschen, die sie mit ihrem Schleim festhält. Die Bläschen sind ihr Floß, sie wird damit herumgeweht und ernährt sich von den wirbellosen Wassertierchen, auf die sie trifft. Sollte sie ihr Floß jemals verlieren, versinkt sie und stirbt ...»

Das Haus einer *Carinaria* ist zugleich leicht und schwer, hart und weich, glatt und rau. Mit der *Murex*, die Dr. Geffard auf seinem Schreibtisch liegen hat, kann sich Marie-Laure eine halbe Stunde lang beschäftigen. Mit ihren hohlen Stacheln, verschwielten Windungen und dem tiefen Eingang ist die *Murex* ein Wald aus Dornen, Höhlen und Texturen. Ein Königreich.

Marie-Laures Hände bewegen sich ohne Unterlass, sammeln, befühlen, probieren. Das Brustgefieder einer ausgestopften, auf einen Ast gesetzten Meise ist unglaublich weich, ihr Schnabel spitz wie eine Nadel. Die Pollen an den Spitzen der Staubgefäße von Tulpen sind weniger Staub- als kleine Ölkörner. Etwas wirklich zu berühren, sei es die Rinde eines Ahorns draußen, ein in der Abteilung für Entomologie aufgespießter Hirschkäfer oder das Innere einer sorgfältig polierten Jakobsmuschel, so lernt sie, ist eine Form von Liebe.

Abends zu Hause stellt ihr Vater ihre Schuhe immer in dieselbe Ecke, hängt ihre Mäntel immer an dieselben Haken. Marie-Laure überquert sechs in gleichen Abständen auf die Küchenfliesen geklebte Streifen, um zum Tisch zu gelangen, und folgt einem Zwirnsfaden, der vom Tisch zur Toilette führt. Ihr Vater serviert das Abendessen auf einem runden Teller und beschreibt die Lage der einzelnen Speisen nach den Stunden eines Zifferblatts. «Die Kartoffeln liegen auf sechs Uhr, *ma chérie*, die Pilze auf drei.» Später steckt er sich eine Zigarette an und arbeitet an der Werkbank in der Ecke der Küche an seinen Miniaturen. Er baut ein maßstabsgetreues Modell ihres ganzen Viertels, mit den großenstrigen Häusern, den Gossen und Gullys, der *Laverie* und der *Boulangerie* sowie der kleinen *Place* am Ende der Straße

mit den vier Bänken und zehn Bäumen. An warmen Abenden öffnet Marie-Laure ihr Fenster und lauscht der Dunkelheit, die sich auf die Balkone, die Giebel und Schornsteine herabsenkt, müde und friedlich, bis sich das Viertel und sein Modell in ihrem Kopf vermischen.

Dienstags ist das Museum geschlossen. Marie-Laure und ihr Vater schlafen aus. Sie trinken Kaffee mit viel Zucker, spazieren zum Panthéon, zum Blumenmarkt oder an der Seine entlang. Immer wieder besuchen sie die Buchhandlung. Er gibt ihr ein Wörterbuch, eine Zeitschrift, einen Band mit Fotos in die Hände. «Wie viele Seiten, Marie-Laure?»

Sie fährt mit einem Nagel über den Rand.

«Zweiundfünfzig?» «Siebenhundertfünf?» «Einhundertneund-dreißig?»

Er schiebt ihr das Haar hinter die Ohren. Er hebt sie sich über den Kopf. Er sagt, sie sei sein *émerveillement*. Er sagt, er würde sie niemals verlassen, in einer Million Jahren nicht.

Radio

Werner ist acht Jahre alt, stöbert hinter einem Lagerschuppen im Müll herum und entdeckt etwas, das wie eine große Garnrolle aussieht. Es ist ein mit Draht umwickelter Zylinder zwischen zwei Kiefernholzscheiben. Drei ausgefranzte Kabel ragen an der Seite heraus, an einem hängt ein kleiner Ohrhörer.

Die sechsjährige Jutta mit ihrem runden Gesicht und dem bauschigen Haar hockt sich neben ihren Bruder. «Was ist das?»

«Ich glaube», sagt Werner und fühlt sich dabei, als hätte sich oben im Himmel eine Tür für ihn geöffnet, «wir haben ein Radio gefunden.»

Bis jetzt hat er nur hin und wieder einen flüchtigen Blick auf ein Radio erhascht: ein großes, in einen Schrank eingebautes Gerät durch die Spitzengardinen eines höheren Angestellten, einen tragbaren Empfänger in einem Schlafsaal der Bergleute und im Gemeindesaal. Berührt hat er nie eines.

Er und Jutta schmuggeln das Ding zurück in die Viktoriastraße 3 und untersuchen es im Schein einer Lampe. Sie wischen den Schmutz ab, entwirren die Kabel und waschen die Erde aus dem Ohrhörer.

Es funktioniert nicht. Andere Kinder kommen, sehen ihnen zu und staunen, verlieren jedoch schnell das Interesse und halten die Sache für hoffnungslos. Werner nimmt das kleine Radio mit auf den Dachboden zu seinem Bett und studiert es stundenlang. Er nimmt auseinander, was sich auseinandernehmen lässt, legt die Einzelteile auf den Boden und hält sie einzeln gegen das Licht.

Drei Wochen, nachdem er den Detektorempfänger gefunden hat, an einem sonnengoldenen Nachmittag, als so gut wie jedes Kind der Zeche Zollverein draußen ist, fällt ihm auf, dass der längste Draht, eine dünne, Hunderte Male um den zentralen Zylinder gewickelte Faser, an mehreren Stellen gebrochen ist. Langsam, vorsichtig wickelt er die Spule ab und trägt das Ganze nach unten, wo er Jutta ruft, die ihm dabei helfen soll, die Unterbrechungen wieder zusammenzufügen und den Draht neu aufzuwickeln.

«Jetzt lass es uns versuchen», flüstert er, drückt sich den Hörer an das Ohr und fährt mit der Einstellnadel – das muss sie sein, hat er entschieden – über die Spule.

Er hört ein feines, statisches Rauschen, und dann dringt tief aus dem Ohrhörer ein Strom von Konsonanten. Werners Herz setzt aus, die Stimme scheint in den Winkeln seines Kopfes widerzuhallen.

Das Geräusch verblasst so schnell, wie es gekommen ist. Er verschiebt die Nadel um wenige Millimeter. Das Rauschen wird lauter. Noch ein paar Millimeter. Nichts.

Frau Elena steht in der Küche und knetet Teig, von draußen dringen Jungenrufe herein. Werner fährt mit der Nadel vor und zurück.

Rauschen, nichts als Rauschen.

Er will gerade Jutta den Ohrhörer geben, als er, etwa in der Mitte der Spule, den schnellen, heftigen Strich eines Bogens über die Saiten einer Geige hört. Er versucht, die Nadel vollkommen ruhig zu halten. Eine zweite Geige gesellt sich zur ersten. Jutta drängt sich näher heran, sie sieht ihren Bruder mit weit aufgerissenen Augen an.

Ein Klavier folgt den Geigen, Holzbläser setzen ein. Die Geigen eilen voraus, die Bläser flattern ihnen hinterher. Weitere Instrumente stimmen mit ein. Flöten? Harfen? Die Musik rast dahin und scheint sich selbst wieder einzuholen.

«Werner?», flüstert Jutta.

Er kneift kurz die Augen zu, er muss seine Tränen herunter schlucken. Der Raum sieht aus wie immer: Zwei Kinderbetten stehen unter zwei Kruzifixen, Staub treibt aus dem offenen Maul des Ofens, von den Bodendielen blättern Dutzende Farbschichten. Über dem Waschbecken hängt eine Stickarbeit, die das verschneite elsässische Dorf von Frau Elena zeigt. Und doch ist da Musik. Als wäre in Werners Kopf ein unendlich kleines Orchester zum Leben erwacht.

Der Raum scheint sich langsam in Drehung zu versetzen. Seine Schwester wiederholt seinen Namen mit mehr Nachdruck, und er drückt ihr den Hörer ans Ohr.

«Musik», sagt er.

Er hält die Nadel, so ruhig er kann. Das Signal ist so schwach, dass er, obwohl der Hörer nur Zentimeter entfernt ist, nichts mehr von der Musik hören kann. Er betrachtet das reglose Gesicht seiner Schwester, nur ihre Lider bewegen sich. In der Küche hält Frau Elena die

mehlweißen Hände in die Luft, neigt den Kopf zur Seite und sieht zu den beiden hinüber, zwei ältere Jungen kommen hereingelaufen, bleiben stehen, spüren die Veränderung in der Luft, und das kleine Radio mit seinen vier Klemmen und der daliegenden Antenne steht ruhig auf dem Boden zwischen ihnen allen wie ein Wunder.

Bring uns nach Hause

Gewöhnlich vermag Marie-Laure, die hölzernen Geduldsspiel-Schachteln zu öffnen, die ihr der Vater jedes Jahr zum Geburtstag baut. Oft haben sie die Form von kleinen Häusern und enthalten ein hübsches Schmuckstück. Es herauszuholen, erfordert eine raffinierte Abfolge von Schritten: Finde mit den Fingernägeln die Fuge, schiebe den unteren Teil nach rechts, nimm die seitliche Leiste ab, öffne mit dem dahinter versteckten Schlüssel den Deckel und entdecke das Armband.

An ihrem siebten Geburtstag nimmt ein winziges hölzernes Chalet die Stelle auf dem Küchentisch ein, wo normalerweise die Zuckerdose steht. Marie-Laure zieht eine versteckte Schublade aus dem Sockel, findet darunter eine Öffnung, nimmt den darin liegenden hölzernen Schlüssel und steckt ihn in den Kamin. Im Inneren erwartet sie ein Stück Schweizer Schokolade.

«Vier Minuten», sagt ihr Vater lachend. «Im nächsten Jahr muss ich mich mehr anstrengen.»

Sein Modell ihres Viertels ergibt jedoch im Gegensatz zu den Geburtstagsschachteln lange Zeit kaum Sinn für Marie-Laure. Es ist nicht wie die Wirklichkeit. So hat die Miniaturkreuzung der Rue de Mirbel und der Rue Monge nichts mit der realen, nur einen Block von ihrer Wohnung entfernten Kreuzung zu tun, die ein Amphitheater aus Geräuschen und Gerüchen ist: Im Herbst riecht sie nach Verkehr und Rizinusöl, Brot aus der Bäckerei, Kampfer aus der Apotheke Avent, Rittersporn, Wicken und Rosen vom Blumenstand. Im Winter badet sie im Duft gerösteter Kastanien, und an Sommerabenden wird sie langsam und träge, gefüllt mit schlaftrunkenen Gesprächen und dem Kratzen schwerer metallener Stühle.

Das Modell ihres Vaters riecht nur nach getrocknetem Kleber und Sägemehl. Seine Straßen sind leer, auf den Bürgersteigen bewegt sich nichts. Für Marie-Laures Finger ist es wenig mehr als eine kleine, unzureichende Nachbildung. Aber er besteht darauf, dass sie mit den Fingern darüberfährt, um die verschiedenen Häuser zu erkennen, die Lage der Straßen. Und eines kalten Dienstags, mehr als ein Jahr nach

ihrer Erblindung, führt ihr Vater sie die Rue Cuvier hinauf, bis an den Rand des Jardin des Plantes.

«Das, *ma chérie*, ist der Weg, den wir jeden Morgen gehen. Hinter den Zedern vor uns liegt die große Ausstellungshalle.

«Ich weiß, Papa.»

Er nimmt sie auf den Arm und dreht sich dreimal mit ihr im Kreis. «Und jetzt», sagt er, «bringst du uns wieder nach Hause.»

Sprachlos öffnet sie den Mund.

«Ich möchte, dass du dir das Modell vorstellst, Marie.»

«Aber das kann ich unmöglich!»

«Ich bleibe einen Schritt hinter dir. Ich passe auf, dass dir nichts passiert. Du hast deinen Stock. Du weißt, wo du bist.»

«Das weiß ich nicht!»

«Doch, das weißt du.»

Verzweiflung. Sie kann noch nicht einmal sagen, ob der Park vor oder hinter ihr liegt.

«Ganz ruhig, Marie. Zentimeter für Zentimeter.»

«Es ist weit, Papa. Es sind mindestens sechs Straßen.»

«Sechs Straßen, das stimmt genau. Denke logisch. Wohin sollen wir zuerst gehen?»

Die Welt schwankt und rumpelt. Krähen schreien, Bremsen quiet-schen, und links von ihr scheint jemand mit einem Hammer auf etwas Metallenes zu schlagen. Sie schiebt sich voran, bis die Spitze ihres Stocks in der Luft hängt. Der Bordstein? Ein Teich, eine Treppe, eine Klippe? Sie dreht sich um neunzig Grad. Drei Schritte vor. Jetzt findet ihr Stock einen Mauervorsprung. «Papa?»

«Ich bin hier.»

Sechs Schritte, sieben Schritte, acht. Lärm überholt sie, ein Kammerjäger, der mit dröhnender Pumpe aus einem Haus tritt. Zwölf Schritte weiter läutet die an die Klinke einer Ladentür gebundene Glocke, zwei Frauen kommen heraus und stoßen im Vorbeigehen gegen Marie-Laure.

Das Mädchen lässt den Stock fallen und fängt an zu weinen.

Der Vater nimmt seine Tochter in den Arm und drückt sie an seine Brust.

«Es ist so groß», flüstert sie.

«Du kannst das, Marie.»

Sie kann es nicht.

Etwas entsteht

Während andere Kinder Himmel und Hölle spielen oder im Kanal schwimmen, sitzt Werner allein oben im Schlafraum und experimentiert mit seinem Detektor. Nach einer Woche kann er ihn mit geschlossenen Augen auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Kondensator, Spule, Senderabstimmung, Ohrhörer. Ein Kabel führt in die Erde, das andere in den Himmel. Noch nie hat er etwas gesehen, das so viel Sinn ergibt.

Er sammelt Teile aus Versorgungsschuppen: Kupferdrahtstücke, Schrauben, einen verbogenen Schraubenzieher. Er bezirzt die Frau des Apothekers, die ihm einen kaputten Kopfhörer schenkt. Er rettet die Magnetspule einer weggeworfenen Klingel, lötet sie an einen Kaltleiter und baut einen Lautsprecher. Innerhalb eines Monats konstruiert er den Empfänger komplett neu, fügt hier und da zusätzliche Teile an und verbindet ihn mit einer Stromquelle.

Jeden Abend trägt er das Radio nach unten, und Frau Elena lässt ihre Schutzbefohlenen eine Stunde lang zuhören. Sie lauschen Nachrichtensendungen, Konzerten, Opern, Nationalchören, Volksliedern. Ein Dutzend Kinder sitzt im Halbkreis auf den Möbeln, Frau Elena, die selbst kaum größer ist als ein Kind, zwischen ihnen.

Um uns ist heute eine bewegte Zeit, heißt es im Radio. Aber wir klagen nicht. Zu kämpfen sind wir gewohnt, denn aus dem Kampf sind wir gekommen. Wir wollen die Füße fest in unsere Erde stemmen, und wir werden keinem Ansturm erliegen. Die älteren Mädchen mögen Muskratespiele, Gymnastiksendungen und einen regelmäßigen Beitrag mit dem Titel *Jahreszeitliche Tipps für Verliebte*, gegen die alle kleineren Kinder protestieren. Die Jungen mögen Hörspiele, Nachrichtensendungen und Soldatenlieder. Jutta liebt Jazz. Werner mag alles. Geigen, Hörner, Trommeln, Reden – den Mund an einem fernen Mikrofon, dessen Stimme aus ihrem Lautsprecher klingt. Der Zauber hält ihn gefesselt.

Kann es da wundernehmen, heißt es im Radio, dass Mut, Vertrauen und Zuversicht in zunehmendem Maße im ganzen deutschen

Volk wieder Einkehr gehalten haben? Muss nicht aus dieser Glut der Opferbereitschaft auch wieder für das ganze Volk die Flamme einer neuen Gläubigkeit emporschlagen?

Wochen vergehen, und es kommt Werner tatsächlich so vor, als entstehe da etwas Neues. Die Kohleförderung wächst, die Arbeitslosigkeit geht zurück, sonntags gibt es Fleisch zu essen. Lammfleisch, Schweinefleisch, Knackwürste. Das ist ein Luxus, der vor einem Jahr noch unerhört gewesen wäre. Frau Elena kauft ein neues, mit orange-farbenem Kord bezogenes Sofa und einen Herd mit Flammen in schwarzen Ringen, der Kirchenrat in Berlin schickt drei neue Bibeln, und an der Hintertür wird eine Waschmaschine angeliefert. Werner bekommt eine neue Hose, Jutta ein eigenes Paar Schuhe. In den Nachbarhäusern klingeln Telefone.

Eines Mittags, auf dem Heimweg von der Schule, bleibt Werner vor einem Schaufenster stehen und drückt sich die Nase an der großen Scheibe platt: Fünf Dutzend daumengroße SA-Männer marschieren da, jeder mit einem braunen Hemd und einem winzigen roten Armband, einige mit Flöten, einige mit Trommeln, und ein paar Offiziere sitzen auf glänzenden schwarzen Hengsten. Über ihnen, an einem Draht, zieht ein blechernes Wasserflugzeug mit hölzernen Schwimmkufen und einem sich drehenden Propeller elektrische, hypnotisierende Runden. Werner studiert es lange durch die Glasscheibe hindurch und versucht zu begreifen, wie es funktioniert.

Es wird Abend, im Herbst 1936, Werner trägt das Radio nach unten und stellt es auf die Anrichte. Die anderen Kinder zappeln erwartungsvoll herum. Der Empfänger wird summend warm. Werner tritt einen Schritt zurück, die Hände in den Taschen. Aus dem Lautsprecher dringt der Gesang eines Kinderchores: *Wir hoffen, nur zu arbeiten, zu arbeiten, zu arbeiten und zu arbeiten, glorreiche Arbeit für das Heimatland zu tun.* Dann beginnt ein staatlich gefördertes Stück aus Berlin, eine Geschichte von Eindringlingen, die sich nachts in ein Dorf schleichen.

Alle zwölf Kinder sitzen gebannt da. Die Eindringlinge sind hakennasige Kaufhausbesitzer, betrügerische Juweliere, unehrenhafte Bankiers, und sie verkaufen funkelnden Müll. Sie stehlen den alteingesessenen Dorfbewohnern ihre Arbeit, und bald schon hecken sie Pläne aus, deutsche Kinder in ihren Betten zu ermorden. Endlich be-

greift ein einfacher, aber wachsamer Dorfbewohner, was da vor sich geht. Die Polizei wird gerufen, große, bestimmt gut aussehende Wachtmeister mit wunderbaren Stimmen. Sie treten die Türen ein. Sie zerren die Eindringlinge fort. Ein patriotischer Marsch wird gespielt. Alle sind wieder glücklich.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de